

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1925

196 (26.8.1925) Die Mußestunde

nicht mein sind, aber ich will damit nicht usurpieren, ich will Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einheit! Alle diese Vorgänge behandelt Dr. Schulze ausführlich. Im Anschluß an seinen Aufsatz ist ein Auszug aus einer Reichstagsrede des früheren Reichsministers Dr. David abgedruckt worden, der zusammenfassend auch die Tradition von Schwarzrotgold behandelt und die Wahl dieser Farben als Reichsfarben verteidigt. Nicht diese Farben sind übrigens die Farben der November-Revolution, denn damals wehte überall die rote Fahne des Sozialismus. Es wäre rein praktisch gar nicht möglich gewesen, die rote Fahne — etwa in Weimar — herunterzuholen und die schwarzweißrote an ihre Stelle zu hissen. Die neuen Farben hatten sich — was so oft vergessen wird, auch gegen links durchzusetzen.

Kann ein Europäer am Pol leben. Die Geilbe des ewigen Eises galten Jahrzehnte hindurch im wissenschaftlichen Schrifttum in der öffentlichen Meinung als unwirkliche Wüsten, denen der Europäer nur wohlverproviantiert und wie für einen jahrelangen Kriegszug ausgerüstet, sich nähern dürfe. Forscher wie Entdeckungsfreisende vertriehen wenig Lust, sich längere Zeit dort aufzuhalten; und war das Ziel des wissenschaftlichen und touristischen Ehrgeizes erreicht, so trachtete man schleunigst nach Hause zu kommen. Im Zeitalter der Polarflüge denkt man anders. Jetzt fängt man darüber nach, welche Lebensmöglichkeiten die Polarländer auch bei mangelhafter Verproviantierung und bei längerem Aufenthalte gewähren. Der amerikanische Polarforscher Wiljalmar Stefansson, der ohne Unterbrechung ein halbes Jahrzehnt (von 1913 bis 1918) in jenen menschenfernen Gebieten zubrachte, hat darüber wertvolle Beobachtungen gesammelt. Für Stefansson ist die Arktis (Polarländer) ein „freundliches Land“. Sie wird durchaus nicht von allen Lebewesen gemieden. Selbst die von den Eskimos noch bewohnten Strecken bergen einen so großen Reichtum an jagdbaren Tieren, daß der Kundige an jedem Punkt sich mit Nahrung versorgen kann. Pflanzenkost steht allerdings nicht zur Verfügung. Dieser Mangel schien bisher ein unüberwindliches Hindernis zu sein; denn bei längerer Entsohnung von Pflanzenkost tritt regelmäßig der gefährlichste Störfaktor (Ausfallen der Zähne, Haare) ein, der Schrecken aller Polarforscher. Stefansson wollte ein für allemal dieses Problem lösen und gestaltete die Ernährung seiner Expedition zu einem großen wissenschaftlichen Experiment. Da zeigte sich: der Uebergang der gemischten zu reinen Fleischkost erwies sich als unschädlich, trotz der starken Belastung der Verdauungsorgane. Die ursprünglich vorhandene Abneigung gegen reine Fleischnahrung konnte zumeist leicht überwunden werden. Der Bedarf an Fett war groß: denn es ist der beste Wärmespender für den menschlichen Körper. Stefansson ist aber der Meinung, daß man der Notwendigkeit reichlicher Fettmahrung übertriebene Bedeutung beimesse. Das Verlangen nach Salz, das bisher unüberwindlich geschilbert wurde, ließ rasch nach und wich nach Jahresfrist sogar dem Wiederwillen, den sonst nur die Eskimos dagegen haben. Salz kann leicht durch die salzigen Bestandteile ersetzt werden, die das Blut der Jagdtiere enthält. Bereits nach Ablauf eines Jahres konnte Stefansson feststellen, daß er und die Mannschaft sich vollkommen den besonderen Lebensverhältnissen der Polarländer angepaßt hatten. Das typische Hungergefühl war verschwunden.

Bücherschau

Der Fall d'Annunzio. Die widerrechtliche Aneignung der Villa des deutschen Gelehrten Professor B. Thode durch d'Annunzio gibt der berühmten dänischen Dichterin Karin Michælis Anlaß zu einer dokumentarisch belegten, schonungslosen, vernichtenden Abrechnung mit dem Menschen d'Annunzio. Die mit leidenschaftlichem Temperament geschriebene Auftragschrift wird in der gesamten Kulturwelt ungeheures Aufsehen erregen. Es erscheint als Ehrenpflicht, die tapfere Frau in ihrem selbstlosen Kampfe für deutsches Recht zu unterstützen. Also lesen und weitergeben! Der Preis der Broschüre, die im Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam, erscheint, beträgt 80 Pf.

Schriftleiter: Hermann Winter. Verlagsdruckerei Volkstreu und G. m. b. H. Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Räffelecke

Regierbild



„Wo befindet sich der Aufseher der Teepflanzung?“

Bildungs-Räffel

Ihr lieben Leser und Leserinnen! Wer von euch kann mitteilen, wer der Verfasser beiliegender hübscher Verse ist und wie die Ueberschrift des Gedichtes heißt?

Uebers Niederträchtige
Niemand sich belage,
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.

Wandrer! — Gegen solche Not
Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trocknen Rot,
Laß sie drehn und räuben.

Auflösungen der Räffel der Nummer der 34. Woche

Punkt-Räffel: Tulpe, Malve, Lilie, Nelke.

Silber-Räffel: 1. Nougat. 2. Äler. 3. China. 4. Teller. 5. Seide. 6. Hamlet. 7. Ananas. 8. Pind. 9. Barle. 10. Jajisa. 11. Älster. 12. Kanke. 13. Ural. 14. Neumond. 15. Ilje. 16. Solidarität. Nichts halb zu tun ist edler Geistes Art.

Richtige Lösungen sandten ein: Anton Lauffe, Karlsruhe; Hermann Mandel, Oberkirch.

Wiß und Humor

Schreckliche Situation. „Jeder meiner Verehrer hat mir zu Ostern ein Paar Sandstube geschickt. Gewiß, ich habe mich sehr gefreut, aber wenn niemand mir die richtige Größe schickt, werde ich ein Verleibsinstitut aufmachen müssen.“

Mißverständnis. In einer sächsischen Industriestadt ist eine Firma in fremde Hände übergegangen. Der alte Direktor hat sein Personal verjammelt, um von ihm Abschied zu nehmen. Seine wohl vorbereitete Abschiedsrede soll mit den Worten beginnen: „Hat je ein herzliches Einvernehmen — — usw.“ Der alte Herr beginnt: „Hat je —“ und wiederum erstickt seine Stimme. „Hat je —“ und wiederum tritt eine Pause ein. Da ruft aus dem ihn umgebenden Kreis eine ebenfalls gerührte Stimme: „Adieu, Herr Direktor, adieu!“

Im Sommer. „Dent mal, Karl! Ich war bei der Wabrsagerin, und sie hat mir gesagt, ich würde diesen Sommer nach Nordney gehen.“ „Geh' nochmal hin,“ erwiderte der geplagte Gatte, „und frage mal für mich. Vielleicht kann sie Dir auch sagen, woher ich das Geld dazu nehmen soll.“

Gehäck. Sande: „Wie kommt es, Jof, daß du an deinen Kartoffeln Ioniel verdienst, obgleich du jedem deiner Freunde einen besonderen Preis machst?“ — Jof: „Weil, ich ziehe eine halbe Krone vom Preis ab, weil er der Freund von mir ist; dann nehme ich vom Zentner 10 Pfund weg, weil ich ein Freund von ihm bin.“

„Onkel, sag mal, wenn ich ein Zwilling wäre, würdest du dem andern Zwilling auch eine Banane kaufen?“ — „Aber natürlich, mein Kleines.“ — „Na, Onkel, denn kannst du mit wirklich die andere auch geben, wo ich nun mal aus einem Stück bin.“ („Berliner Illustrierte“.)

Die Muße stunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

35. Woche

Karlsruhe, den 26. August

1925

Raslose Liebe

Von Wolfgang von Goethe (an Frau v Stein).

Dem Schnee dem Regen,
Dem Wind entzogen,
Im Dampf der Küfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raft und Ruh!

Ueber durch Leiden
Nächt ich mich schlagen,
Als so viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Reigen
Von Herzen zu Herzen,
Schaffet das Schmersen!

Wie soll ich Lieben?
Wälderwärts ziehen?
Alles verachsen!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du!

Vor der Hinrichtung

Otto v. Corvin, der tapfere Demotrat und Geschichtsschreiber, der Verfasser des „Paffenpiegels“, war im Jahre 1849 wegen Teilnahme an der badischen Revolution zum Tode verurteilt worden. Da der Spruch nicht einstimmig erfolgte, wurde Begnadigung zu vieljähriger Kerkerhaft erwirkt, die aber dem Delinquenten erst am Morgen des zur Hinrichtung bestimmten Tages mitgeteilt wurde. Die Qualen dieser „lechten“ Nacht hat Hermann Wendel in einem soeben erschienenen Buch: „Ein Leben voller Abenteuer“ (Frankfurter Societätsdruckerei) auf Grund der Aufzeichnungen Corvins und des Tagebuches seiner Frau geschildert.

„Es war sieben Uhr abends, und Otto war glücklich, daß ich noch einige Stunden bei ihm bleiben konnte. Mir war banale zu Mute, doch hatte ich Kraft genug, es ihn nicht merken zu lassen. Ich sprach unaufhörlich von dem Fluchtplan, und verzweifelte fast, als er darauf nicht eingehen wollte. „Ich bin selbst angegriffen und müde“, sagte er dann, „vielleicht sehe ich später die Sache anders an“. Schon um acht Uhr schlief er in meinem Arme ein. Er schlief so fest und rubig, als schwebe nicht die schreckliche Vollstreckung eines Todesurteils über ihm. Mir ward immer ängstlicher und bekommener. Ich hörte jeden Schritt der Schildwachen vor dem Gefängnis und das Abflöhen derselben. Die Stunden flogen, und doch waren unter den unerträglichen Qualen die Minuten so lang. Pflüchlich hörte ich Schritte einiger Personen sich der Gefängnistür nähern und weite Otto. Er ging den Kommanden, die in der Dunkelheit hereintraten, entgegen. Es waren Offiziere, die ihm mit zagenden Worten leise mitteilten, daß alles zur Exekutive auf halb fünf Uhr bereits ablaufen befohlen sei.

Vergeblich würde ich versuchen, diese Stunden unfähiger Qual zu schilbern, deren Erinnerung niemals aus meinem Gedächtnis ausgelöscht werden kann. Nur das ist gewiß, nie würde ich wieder solche Stunden überleben. Der Gedanke und die Furcht wich zu werden, und Otto diese Weisheit mitzuteilen, machten mich so gefaßt, daß auch nicht eine Träne meiner Auge entfiel. Mir sprachen unaufhörlich; mein Gatte

hielt mich in seinen Armen und sprach mir Trost ein. Ich hatte aber nur einen Gedanken: seine Hand so warm, sein Atem so heiß — und in wenigen Stunden sollte alles kalt sein — tot — was noch so frisch lebte. Es war entsetzlich, und ich glaubte, die Gedanken daran müßten mir Kopf und Brust zersprengen. Es war noch nicht drei Uhr, und schon kamen die Offiziere, mich abzuholen. Welch schreckliche Augenblicke! Otto hielt mich fest in seinem Arme — ich hätte noch manches Jahr mit ihm glücklich sein können! „Leb wohl“, sprach er mit leiser Stimme, „leb auf ewig wohl; es ist unabänderlich.“

Ich rief mich los, lesten Willens, seine Qual nicht durch einen längeren Abschied zu vermehren, doch vor der Tür des Kerkers sank ich in die Knie; ein Bittren durchbebt meinen ganzen Körper. Ich überwand jedoch auch dies und ging mit den zwei Offizieren in die Stadt. Dort klopfte ich bei freundlichen Bürgerleuten an, und man öffnete mir. Ich stand an dem offenen Fenster, nachdem sich die guten Leute auf meine Bitten wieder zu Bett gelegt hatten, und schaute allein und trostlos dem dämmernden Tagesmorgen entgegen. Ich hörte auf jede Bewegung in der Ferne; mein Körper war ohne alle Wärme, aber ich hatte mein volles Bewußtsein; weinen konnte ich nicht. Meine Gedanken waren bei Otto; ich übte mit ihm alle Qualen, die er in diesem Augenblick zu leiden hatte. Das waren Augenblicke, die ewige Dauer zu haben schienen. Die Glocke schlug ein Viertel, halb, drei Viertel; sie schlug vier Uhr! Jetzt lebte er nur noch eine halbe Stunde — da hörte ich Schüsse, die Leute im Hause hörten sie gleichfalls —, und ich fiel bewußtlos zur Erde.“

Soweit der Auszug aus dem Tagebuch meiner Frau. „Als diese mich verlassen hatte, bereitete ich mich zu meinem letzten Gange. Ich legte frische Wäsche an, nahm ein kleines Medaillon vom Hals und schnitt mir eine Locke ab. Diese Gegenstände hatte ich zu Andenken für teure Personen bestimmt. Da ich gehört hatte, daß man sich die Augen verbinden müsse, wählte ich ein scharlachrotes Tuch. Es war das letzte Andenken, welches ich meiner Frau bestimmt hatte. Wahrscheinlich werde ich von Kugeln durchbohrt und mit meinem Blut getränkt. Ich steckte dann eine Zigarre an und erwartete die Stunde, überlegend, mit welchen Worten ich das Leben verlassen wollte. Ich wollte daher mit Worten aus der Welt scheiden, die meiner würdig waren wie der heiligen Sache, für die ich starb.“

„Gatte ich, daß ich nur eine Anwendung von Furcht gehabt hätte, so spräche ich die Unwahrheit. Hin und wieder kam es mir vor, als sei alles, was mir begegnete, nur ein böser Traum, oder als sähe ich mitten in einem Märchen. Ich weiß nicht, ob es andern ähnlich geht, doch zweifle ich nicht daran. Das Aufregende einer Lage, wie diejenige, in welcher ich mich befand, wird jeder bereifen, und leicht errebare, sensitive Personen werden auch verleben, wenn ich sage, es war mir, als umtreibe mit ein geistiges Wesen, als höre ich flüsternde Stimmen nahe meinem Ohr: „Sei doch vernünftig,“ flüsterte es, „und mache dir nicht so dumme Gedanken! Doffel Glaubst du, ich, dein Schutzgeist oder dein Glück, wie du es nennen willst, habe mir so viel Mühe gegeben, dich unbeschädigt durch die Gefahren zu führen, um dich hier von den Freuden totzuschicken zu lassen? Wo ist dein altes Vertrauen? War ich nicht immer da, wenn die Not am größten und gar kein Ausweg vorhanden schien? Hast du mir doch sonst vertraut, und schwerfällige Menschen haben dich manchmal deshalb leichtsinnig gehalten, und ich habe dich lieb gehabt wegen dieses heiteren Mutes. Sei gleich wieder so leichtsinnig oder ich lasse dich wahrhaftig totschicken!“

Ich dachte nun an meine alte Mutter, an die Lieben, die fern von mir mit Bittern die Zeitungen in die Hand nehmen, um mein Schicksal zu erfahren. Auch an meinen Stiefpapa dachte ich, den Dichter des Preußenliedes, und wie ihm am Abend weder Aultern noch Rheinwein schmecken würden; es war doch gar so kompromittierend, einen totgeschossenen Hoch-

verräter zum Stiefsohn zu haben! Dann dachte ich wieder an meine arme Frau, die in ihrem einsamen Zimmer ihrem gepreßten Herzen durch Tränen Luft machte. Ich dachte an die schöne Erde, an den Frühling, den ich nicht mehr sehen sollte, und wünschte mir eine Rose, nach der ich schon am Tage vorher ein Gefäß gehabt. Endlich dachte ich wieder, was morgen um diese Zeit mit mir vorgegangen sein würde, und welcher von den Philosophen mit seinen Ansichten über das Schicksal nach dem Tode wohl recht gehabt haben möchte. Von der Seelenangst, welche manche Menschen in ihren letzten Stunden empfinden sollen, habe ich nicht die leiseste Annäherung gehabt, und noch weniger das abschmackte Gefühl, mich nun plötzlich zu irgend einer Religion zu bekehren — „da man doch nicht wissen könnte“ —, an die ich bisher nicht glaubte.

Echon graute der Tag, als mich Schritte im Hofe aus meinen Gedanken weckten. Die Tür öffnete sich und der Platzmajor v. Münchhausen trat mit einem andern Offizier in die Kammer. Ich ging ihnen entgegen und sagte: „Nun, meine Herren, ist es so weit?“ „Nein, wir bringen bessere Nachrichten!“ rief die Stimme des Advokaten Kusel, der, in den Mantel gebüllt, nun auch in mein Gefängnis trat. Der wackere Mann war schon um 1 Uhr von Karlsruhe zurückgekehrt, hatte aber nicht früher, und dann nur durch die eifrige und teilnehmende Gefälligkeit des braven Platzmajors, Zutritt zu mir erhalten können. Durch persönliche Bekanntschaften im badischen Kriegsministerium wurden die Schritte, die er in Karlsruhe für mich tat, erleichtert, und es ihm möglich gemacht, den Kriegsminister noch am Abend zu sprechen, so daß er noch zur rechten Zeit die Nachricht von der Veränderung des Urteils nach Rastatt bringen konnte. Er hatte dem Frieden gar nicht getraut und gefürchtet, er möchte post festum kommen. Es war damals die Zeit der „Mißverständnisse“. Ich umarmte den braven Mann und bat ihn, sogleich zu meiner Frau zu gehen und diese aus ihrer Angst zu erlösen. Auch den freundlichen Offizieren drückte ich dankbar die Hand. Ich bin überzeugt, sie tragen eine freundlichere Erinnerung durchs Leben, als jene Elenden, die sich bestreben, unser hartes Los noch durch Hohn und Uebermut zu verbittern.

Corvin ist noch fünf Tage in der Kastrater „Totenkammer“ abtoben. Aber seine und seiner Freunde Hoffnung, zu Festungshaft verurteilt zu werden, wie die badischen Offiziere, sollte sich nicht erfüllen; das neue Standgericht lautete auf zehn Jahre Zuchthaus, die dann in sechs Jahre Einzelhaft verwandelt worden sind. Nicht ein Tag ist ihm von dieser furchtbaren Zuchthausstrafe, die er in Bruchsal verbüßt hat, geschenkt worden.

Nicäa

Vor 1600 Jahren fand in Nicäa die erste allgemeine Kirchensynode statt. Ihre Einberufung hatte ihren Grund in einem merkwürdigen Streit, der damals die Gemüter bewegte. Der alexandrinische Presbyter Arius hatte die Behauptung aufgestellt, daß der Sohn Gottes mit dem Vater nur wesens ähnlich sei, während der nachmalige Bischof von Alexandria Athanasius, die herrschende Ansicht verteidigte, daß zwischen dem Vater und dem Sohne Wesensgleichheit vorhanden sei. Wir Menschen von heute können es uns gar nicht recht vorstellen, daß um eine derartige Frage solch ein erbitterter Streit entzünden konnte, ein Streit, der selbst die Marktfrauen auf dem Markte von Alexandria zu erbosen vermochte. Das Konzil zu Nicäa entschied im Jahre 325 der herrschenden Ansicht gemäß im Sinne von Athanasius. Es schaffte das Nicäanische Glaubensbekenntnis. Fortan hatte die christliche Welt dem Konzilsbeschluss in Nicäa zufolge zu glauben, das Gottsohn und Gottvater wesensgleich sind.

Doch die christliche Welt fügte sich nicht ohne weiteres in diesen Konzilsbeschluss. Der Gegensatz beherrschte noch Jahrzehnte hindurch weiter das Leben der damaligen Zeit. Aber wie kam dieser Gegensatz zum Ausdruck? Dieser konfessionelle Gegensatz bedeutete zugleich den politisch-ethnographischen Gegensatz. Im letzten Grunde war der Gegensatz ein Gegensatz politisch-wirtschaftlicher Art, der nur äußerlich von dem konfessionellen Gegensatz verdeckt war. Das Konzil zu Nicäa fällt in jene Jahrhunderte, denen die Völkerwanderung den Charakter gegeben hat, der wieder wirtschaftliche Ursachen zu Grunde lagen. Das Römertum aber war athanasianisch, während die eindringenden germanischen Stämme wie die Nalolen, Vandalen, Longobarden Arianer waren, die das Bekenntnis zu Vater und Sohn als Polytheismus ablehnten. Und darum dieser scharfe konfessionelle Gegensatz. Er war eine Erscheinung der Völkerwanderung. Er

war ein Gegensatz der politisch-wirtschaftlichen Interessen, zu deren Verteidigung der konfessionelle Gegensatz herbeigeholt wurde.

Denn der alte Konstantin, der das Konzil zu Nicäa einberufen hatte und damit den athanasianischen Glauben zum Dogma erhob, war derjenige, der zuerst die Verbindung von Staat und Kirche herzustellen bestrahlte war. Durch ihn und seit ihm wurde die christliche Religion zu einer Stütze des Staates, dem damit auch der Entscheid des Konzils zu dienen hatte. Das Konzil zu Nicäa war damit vor 1600 Jahren nicht nur die erste allgemeine Kirchensynode, sondern auf dieser ersten allgemeinen Kirchensynode, sam damals zugleich zum ersten Male ein Beschluss zustande, der den bestehenden politischen Verhältnissen zu dienen bestimmte war. Außerordentlich ein Resultat der freien Entscheidung ward der Beschluss zu Nicäa in Wirklichkeit zu einem Mittel der politischen Reaktion und der wirtschaftlichen Gegenwehr. Die Kirche ward zur Stütze des Staates. Der Glaube zum Werkzeug der politischen Macht. Und bis in die neueste Zeit blieben diese Zusammenhänge zwischen Kirche und Staat bestehen.

Wenn auch in unseren Tagen eine Ausnützung der Kirche für politische Zwecke noch nicht beliebt ist, so hat die neue Reichsverfassung der Republik doch den Grund zu einer neuen Epoche der deutschen Geschichte gelegt. Das politisch-wirtschaftliche Leben hat seinen eigenen Gesetzen zu folgen, denen sich auch das konfessionelle Leben einzuüben hat und nicht umgekehrt. Die Geschichte der Jahrhunderte zeigt, daß das Bestimmende immer die politisch-wirtschaftliche Macht die kirchliche Macht für ihre Zwecke dienstbar machte. So wie der politisch-ethnographische Gegensatz damals den Gegensatz der Welt bedeutete, in dessen Dienst der konfessionelle Gegensatz stand, so war auch in allen Jahrhunderten nachher das politisch-wirtschaftliche Moment die treibende Kraft, die das kirchliche zu dienen hatte. Das Wesentliche ist in der Entwicklung die politisch-wirtschaftliche Form des Zusammenlebens.

Wenn darum Ende August dieses Jahres mit dem Kongress für praktisches Christentum in Stockholm zum ersten Male in neuester Zeit ein großes Konzil der christlichen Kirchen der ganzen Welt stattfindet, so kann dieses „Nicäa der Ethik“ nur dann praktischen ethischen Wert bekommen, wenn es ausdrücklich zum politisch-wirtschaftlichen Leben Stellung nimmt. Eine Ethik, die die treibenden wirtschaftlichen Kräfte des Lebens nicht beachtet, geht neben dem Leben der Ethik, die soziale Ethik sein will — und das will die Ethik, die in Stockholm behandelt werden soll —, muß das wirkliche Leben gestatten wollen, daß Ethik praktisch maßlos wird. Man will in Stockholm allerdings in hervorragender Weise, wie es heißt, das Verhältnis der Kirche zu Industrie und Eigentum“ behandeln. Aber eine Ethik, die praktische Verwirklichung erstrebt, muß weitergehen, muß revolutionär sein. Sie darf nicht reformieren, das Verhältnis der Kirche zu Industrie und Eigentum“ behandeln. Sie muß die kapitalistische Wirtschaftsordnung bekämpfen und eine neue, die sozialistische Wirtschaftsordnung der Gemeinschaft heraus die Harmonie von Ethik und Wirtschaft vorhanden wie sie durch noch so viele Beschlüsse von Konzilien niemals geschaffen werden kann. Dr. S.

Vorbereitung der Ueberarbeitung

Von R. S. Francé.

In seiner Zeitschrift „Telo“ tritt Francé für die zweckmäßige Verwendung aller Lebenskräfte ein und zwar auf allen Gebieten. In dem folgenden Aufsatz führt der Gelehrte den Nachweis, daß unsere Arbeitspraxis einer grundlegenden Neuordnung bedarf.

Vorbereitung der Ueberarbeitung ist heute eines der großen Lebensprobleme des Kulturmenschen geworden. Wer fühlt das nicht, wer aber sagt nicht auch mit traurigem Lächeln: „Gewiss, ich verbrauche mich zu früh, aber das läßt sich nicht ändern!“

Wir stehen aber heute auf einem Punkt, der zeigt, daß es sich dennoch ändern läßt. Nicht so sehr durch Arbeitslehre wie durch Arbeitsphysiologie.

Der Biologe hat hier das Wort und hat auch heute genügend Erfahrung darüber, wie der Rhythmus von Ermüdung und Wiederherstellung im Organismus abläuft. Seht man am richtigen Ort ein und gewährt man sich auch eine

genügende Anzahl Wiederherstellungspausen, dann kommt es zu keiner Ueberarbeitung. Das ist physiologisch schon längst erprobt und gilt auch für die physischen Leistungen.

Der menschliche Organismus hält ebenwichtig eine, auch nur eine Stunde währende Muskelanstrengung wie eine ebensolange währende geistige Tätigkeit aus, ohne eine Ruhepause zu fordern. Diese muß so bemessen sein, daß eine Wiederherstellung der vorhandenen gemessenen Energien erfolgen kann. Diese Regeneration stellt sich nun rascher bei Zufuhr von Sauerstoff und Nahrung ein.

Wer sich also daran gewöhnt, nach einer Stunde seine Arbeit kurz zu unterbrechen und sich Bewegung in frischer Luft zu machen, wird das folgende merken:

Dat er bisher etwa in sieben Stunden mit einmaliger Mittagspause seine Verrichtung (nehmen wir sie mit 100 Leistungseinheiten an) vollbracht und sich daran so übermüdet, daß er abends keine oder nur geringfügige Spannarbeit mehr besagt, so wird er, wenn er 6 Pausen zu zehn Minuten einlegt, also eine Stunde seiner Freizeit in seine Arbeit einlegt, die Ermüdung kleiner, daß er dann die gleichen 100 Einheiten nicht in 7×60=420 Minuten erleben kann, sondern in kürzerer Zeit. Abends wird er keineswegs in geistiger Weise ermüdet sein, sondern noch eine gewisse Spannarbeit übrig behalten. Analeich aber wird er merken, daß sich die Qualität seiner Arbeit hebt. Außerdem hat er während seiner Arbeit nicht in dem Maße etwas Spastisches gemacht, der seinem Körper, den Augen und dem Geist in jeder Weise zugute kommt.

Nimmt man aber außerdem nach jeder zweiten Pause etwas Nahrung zu sich und mündet man die Mittagspause auch zu wirklicher Ruhe an, die nicht Schlaf aber Einsamkeit sein muß, dann kann man sich in einem Sieben- oder auch Neunstunden-Arbeitsrhythmus bei jeder Art geistiger Leistung vor Ueberarbeitung geschützt wissen. Allerdings müssen dabei noch zwei Bedingungen erfüllt sein. Und das ist: alle sieben bis zehn Tage ein vollkommener Ruhetag und in noch längeren Pausen eine totale Veränderung der gewohnten Lebensweise für einige Wochen.

Diese zwei Forderungen unserer „biologischen Natur“ sind von der allgemeinen Sittlichkeit schon längst erkannt worden. Gewöhnlich hat man sie, und zwar sehr richtig mit der Gemeinverbindlichkeit einer religiösen Übung umkleidet, um alle Arbeiten zu dieser für das Gesamtwohl notwendigen Maßregel zu zwingen. Die Sonntagsruhe ist nicht eine Forderung von Trümmern, sondern ein biologisches Gesetz.

Auch der „Urlaub“ ist eine solche vom Brauch erregelte biologische Notwendigkeit. Nur ist er gewöhnlich mit vier bis sechs Wochen zu lang bemessen und es ist arbeitsphysiologisch viel richtiger, zweimal im Jahre zwei- bis dreiwöchentliche Unterbrechungen des Gewohnten einzuschleichen.

Dem Wochenruhetag hat sich gar keine Gesellschaftsordnung entsprochen und seit Altbaublonien bis zur „Delade“ der französischen Revolution geht diese Anerkennung des biologischen Notwendigen, nach Menschenart oft wunderbar vertiebt, durch die ganze Kulturgeschichte. Und es muß zugegeben werden, daß die an sich unempfindliche Art der „langweiligen Sonntagsbelustigung“ in England die lebensgemäß richtigere ist als die unsere. Denn in ihr ist eine überaus wichtige Bedingung wirklicher Wiederherstellung erzwungen: nämlich die Einsamkeit.

Die „fromme“ Betrachtung, zu der die englische Sittlichkeit der Sonntagsheiligung verpflichtet und die sie nach pietätlich urdudlicher Übung durch Verminderung der Verkehrsmöglichkeiten, Schließung der Unterhaltungsstätten usw. erzwingen will, enthält schon einen biologisch richtigen Kern, darum hält sie sich auch. Der auf sich zurückgezogene, in sich abgeschlossene, sich auf sich selbst besinnende Mensch allein wird aller Gnaden vollkommener geistiger Ausruhen teilhaftig.

Aber wie viele werden diese Anwendung „physiologischer Selbstverständlichkeiten“ auf unser praktisches Leben zur Kenntnis nehmen, ohne daß sie den Willen aufbringen, das auch fruchtbar für sich zu machen. Denn wie soll der an das Telefon oder den Kundenverkehr gekettete Kaufmann oder Rechtsanwalt oder der in einen Mechanismus eingeordnete Beamte kühnlich wiederlebende Arbeitspausen einschleichen können?

Es ist kein Zweifel, daß die gegenwärtig bestehende Arbeitsordnung arbeitsphysiologisch unanständig ist. Darum führt sie ja auch allgemein zum Mißbrauch der Menschheit, zum vorzeitigen Altern und zur Erhöhung. Gerade darum muß sie geändert werden.

Was in den Schulen längst eingeführt ist und sogar im Rahmenhof möglich war (das Kommando: Puh!), das muß doch schließlich unter dem Zwang der Tatsachen auch im Bureau, in der Geschäftswelt, im Geschäftsbetrieb möglich sein. Der praktisch rechnende amerikanische Fabrikant und Großkaufmann richtet in nachstehendem Maße für seine Angestellten das

gärten, neustens auch Wintergärten ein und erlaubt, daß sie jene nach einigen Dienststunden mit Ballspiel vergnügen oder sich ergehen. Er hat sich eben bereits herausgerechnet, daß er mit diesen Kosten und mit diesem Arbeitsentgang Arbeitsqualitäten von höherem Wert eintauscht.

Man wird diesen Vorschlag auch bei uns geben, denn man wird ihn geben müssen. Schon jeder kleine Schritt auf ihm trägt seine Früchte. Und der Tag wird kommen, da der Sak ein Geheimnis sein wird, daß jeder, der sich überarbeitet, nicht richtig zu arbeiten versteht.

Der Kuß der Muse

Ein wahres Geschichtchen

Im alten R. und A. Oesterreich spielten die Polen eine bedeutende Rolle im parlamentarisch-politischen Leben. Schon Jahre lang war ein polnischer Abgeordneter Präsident des österreichischen Reichsrats.

Als diese zehn Jahre verstrichen waren, wollte der Polentaus dieses Jubiläum gebührend feiern und veranstaltete zu Ehren des Reichsratspräsidenten ein Festbankett.

Ein polnischer Abgeordneter hatte die Festrede übernommen. Voll Würde erhob er sich von der Tafel und begann:

„Ich muß meine Rede mit einem Gedächtnis beginnen: Zu Ehren des heutigen Jubiläums habe ich etwas getan, was ich in meiner langjährigen parlamentarischen Tätigkeit noch nie getan habe. Ich habe mich auf meine Rede vorbereitet. Als ich zuhause an meinem Schreibtisch saß, um die Bankettrede zu konzipieren, da fiel mir ein, daß ich schon einmal in meinem Leben mich auf eine Rede vorbereitet habe. Das war, als ich noch auf den Bänken des Gymnasiums saß. Und weil ich nun gerade vom Gymnasium spreche, möchte ich gleich erzählen, was uns damals ein Lehrer von den Altsenern gesagt hat: „Wir behandeln im Unterricht die Kunst der Kunst der Dichtung und da erzählt unser Lehrer: Wenn im alten Athen ein Knäblein geboren wurde und die Muse küßte es in der Wiege auf die Stirne, dann wurde aus dem Knäblein ein Philosoph oder ein Dichter. Küßte die Muse das Knäblein auf das Ohr, dann wurde aus dem jungen Weltbürger ein Musiker. Wenn aber die Muse das Knäblein auf die Hände geküßt hat, dann entwickelte es sich zu einem Bildhauer.“

„Du, lieber Freund“, wandte sich der Redner nun zum Jubilar, „du bistest schon zehn Jahre auf dem Präsidentenstuhl des österreichischen Reichsrats. Wobin mag dich die Muse geküßt haben?“

Aus Welt und Wissen

Schwarzrotgold und seine Tradition. Der Geschichtsunterricht des schwarzweißroten Deutschlands hat es möglich gemacht, daß hinsichtlich der Herkunft und der Traditionen unserer Reichsfarben Schwarzrotgold die größte Unwissenheit herrscht und daß sich in zahllosen, namentlich jungen Hieren die tollsten Vorstellungen festsetzen konnten. Es heißt, sie seien eine ganz neue Erfindung von Sozialisten und Juden, sie seien den Köpfen einiger Phantasten entsprungen, und sie seien absolut traditionslos. Solchen Legenden wirkt eine äußerst informative und fesselnde kleine Schrift entgegen, die im Zentralverlag Berlin unter dem Titel „Die Geschichte von Schwarzrotgold“, Beiträge zur deutschen Flaggenfrage, erschienen ist. Schwarz, Rot und Gold waren ursprünglich, wie Privatdozent Dr. Ernst Schulte in einer hierin zum Ausdruck gelangten Untersuchung feststellt, die Farben des alten Deutschen Reichs im Mittelalter. Die Jenerer Vandalen propagierten zu Beginn der Befreiungskriege Schwarzrotgold, die Lithovische Freischar wählte diese Farben für ihre Uniform und ihre Banner, Schwarzrotgold waren die Lieblingsfarben des Turnerwaters Jahr, die alten „Landmannschaften“ und die Jenerer Durchschnittlichen trugen die Farben geblitzter Tradition, und als die Staatsleitung die unbecommene Fahne, das Sinnbild des neuen Wahlpruchs „Ehre — Freiheit — Vaterland!“ verbot, sangen sie das Lied „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus. Im Geheimen trug man die Farben mit um so größerem Stolz, 1848 zogen unter ihnen die Abgeordneten des ersten Parlaments in die Paulskirche. Friedrich Wilhelm II. selbst legte sie an, als er sich an die Spitze des konstitutionellen Deutschlands stellte, und Berlin stand im Zeichen des Schwarzrotgold, als er bei festlichem Umzuge verkündete: „Ich trage die Farben, die